

»Ich erlebe den Himmel und die Hölle auf Erden«

Der Jesuit Georg Sporschill lebt seit 35 Jahren in Rumänien und kümmert sich dort um die Ärmsten. Wie bewahrt er bei all dem Elend die Zuversicht – und den Glauben an Gott?

DIE ZEIT: Herr Sporschill, bei all dem Elend, das Sie gesehen und miterlebt haben, sind Sie Gott eigentlich manchmal gram?

Georg Sporschill: Ich lebe in Rumänien, da stellt sich diese Frage nicht. Moise, das erste Straßenkind, das ich besser kennenlernte, als ich vor 35 Jahren hier ankam, predigt fast jeden Morgen für uns in der Kapelle, weil er das so liebt. Zweifel an Gott kommen da niemals vor. Hier sind alle auf fast wundersame Weise fraglos gottverbunden, selbst die mit Höllenleben.

ZEIT: Sie haben als österreichischer Pater und Jesuit fast Ihr ganzes Leben mit Straßenkindern und Obdachlosen gewohnt und gearbeitet. Warum bleiben ausgerechnet Menschen mit Höllenleben bei Gott?

Sporschill: Hier gibt es einen natürlichen Zugang zu Gott. Moises Vater hat die Mutter einst mit der Axt erschlagen und sich dann daneben am Nussbaum aufgehängt. Würde unsereins so etwas erleben, ich weiß nicht, wie viele Psychiater wir bräuchten. Für Moise gehört das zu seinem Leben, so wie der liebe Gott.

ZEIT: Sie wohnen in Marpod in Zentralrumänien, in einem Haus mit ehemaligen Obdachlosen, davor waren Sie in Wien, aufgewachsen sind Sie in Vorarlberg. Sie wissen, wie gut und wie elend es Menschen gehen kann. Das ließ Sie nie zweifeln?

Sporschill: Nein, ich bin dem lieben Gott nicht gram. Dafür ist mein Leben viel zu spannend. Voller Freude und Erfahrungen und Ärger und Streit.

ZEIT: Ärger und Streit sind positiv?

Sporschill: Sie gehören dazu. Für mich sind die ehemaligen Straßenkinder und die Menschen, mit denen ich zusammenlebe, meine Familie. Aber meine Geldtasche darf ich nicht am Tisch liegen lassen. Die wäre weg. Bei aller Freundschaft und Liebe.

ZEIT: Ihre Schützlinge würden Sie bei erster Gelegenheit beklauen?

Sporschill: Die Menschen bleiben Diebe, bleiben so, wie sie gelernt haben, zu überleben. Die ehemaligen Straßenkinder bleiben am Verhungern, manche im Übertragenen, manche im wörtlichen Sinn. Moise zum Beispiel frisst sich gerade zu Tode. Er war immer schlank und klein als junger Mann, aber jetzt hat er 130 Kilo und kommt kaum mehr über die Treppe. Er sagt, er wäre ja blöd, wenn es was gibt, und er esse es nicht. Der Hunger, der geht nicht weg, auch wenn man genug zu essen hat. Das sind Wunden, die bleiben.

ZEIT: 1991 wurden Sie von Ihrem Orden nach Bukarest geschickt und fanden direkt am Bahnhof unzählige Straßenkinder, alle krank, verwahrlost, hungrig, die nur durchs Betteln überlebten. Wenn Sie das nicht an Gott zweifeln ließ, dann vielleicht doch an der Welt?

Sporschill: Ich bin ein Praktiker und kein Theoretiker, das kam mir da zugute.

ZEIT: Sie sind dann in den stinkenden Kanal hinuntergestiegen, haben auf den warmen Rohren schlafende Kinder gefunden, manche betäubt vom Autolack, den sie schnüffelten, manche gnadenlos gewalttätig. Das Leben dort war gefährlich. Hatten Sie nie Angst?

Sporschill: Ich hatte damals noch drei junge Freiwillige dabei, die mich begleitet haben, und wir hatten alle Angst. Es war eine unberechenbare Horde verzweifelter kleiner Menschen. Drogensüchtige, auch drogensüchtige Kinder, sind nicht leicht einzuschätzen. Ich hatte davor schon in Wien mit Obdachlosen gearbeitet und in Heimen mit ihnen gelebt, das war die Vorbereitung auf Bukarest. Ohne diese Erfahrung wäre ich sofort geflüchtet. Aber für Gefühle war keine Zeit. Es war ein Kampf ums Überleben – auch für uns.

ZEIT: Und dann lernten Sie Moise kennen, damals neun Jahre alt, der Sie heute als Vater bezeichnet und dessen Bilder über Ihr Leben gerade als Graphic Novel erschienen sind.

Sporschill: Der kleine Moise trat aus der Menge hervor und hat mir angeboten, uns zu helfen. Natürlich nicht gratis, sondern für die doppelte Ration Essen, die er bis heute verlangt. Er war der kleine Räuberhauptmann, der sich an meine Seite stellte und mir Sicherheit gab. Er sagt, er hat mir damals das Leben gerettet. Moise hat mir dann die Aufgaben diktiert, was wir zu erledigen und zu kaufen hatten.

ZEIT: Kurz darauf haben Sie in Bukarest ein erstes Kinderhaus gegründet.

Sporschill: Das war mehr eine Ruine, die renoviert werden musste. 40 Kinder sind sofort mitgekommen. Es gab aber nur vier Zimmer. Das war eine Schlägerei, ein Überlebenskampf, wer dort hineindarf. Am Anfang gab es von allem viel zu wenig.

ZEIT: Allein Ihre Erzählungen sind schwer zu ertragen. Warum wollten Sie von dort nie wieder weg?



Foto: Stefan Kinttel für Servus Magazin

Über den Österreicher Georg Sporschill, 80, ist kürzlich die Graphic Novel »Mein Leben mit Pater Georg« des Künstlers Moise erschienen (Verlag für moderne Kunst, Wien)

»Der Hunger verschwindet nicht, nur weil du materiell mehr hast. Den Hunger hat man im Blut«

Sporschill: Es hätte in keinem Kriminalfilm dramatischer zugehen können. Andererseits habe ich hier auch so eine unmittelbare Nähe, einen Humor und eine Lebenslust gespürt wie sonst nirgendwo. Ich bin jetzt 80 Jahre alt und habe nie weiß Gott wie achtsam gelebt, aber wenn mich etwas am Leben hält, dann, dass ich den ganzen Tag massiert werde von Erlebnissen.

ZEIT: Erkennt man angesichts des Elends besser, was wichtig ist im Leben?

Sporschill: Ja, auf jeden Fall. Ich mache das jetzt sehr lange, die Straße war immer meine Pfarre. Inzwischen gehe ich jeden Abend mit einem Jauchzer ins Bett. Weil ich weiß, dass es keine Selbstverständlichkeit ist, eines zu haben. Das lässt sich auch auf vieles andere übertragen. Das größte Problem im Wohlstand ist ja, dass man das eigene Glück nicht erkennt.

ZEIT: Mithilfe des Ordens und vieler Spenden konnten Sie noch eine Vielzahl an Kinderhäusern, auch Musikschulen gründen. Heute sind die Kinderhäuser zu Sozialzentren, Mutter-Kind-Häusern und einem Schülerheim geworden.

Sporschill: Das war aber alles kein Plan, mehr ein reißender Fluss. Es waren die Kinder, die mir das diktiert haben. Sie haben gesagt: Wenn wir zu wenig Platz haben, kauf doch ein zweites, drittes Haus. Ich dachte mir: Sie haben ja recht. Und ich fand Freunde, die den Ruf der Kinder erhört haben.

ZEIT: Rumänien ist inzwischen EU-Mitglied. Gibt es heute noch Straßenkinder?

Sporschill: Der Lebensstandard ist mit dem EU-Beitritt enorm gestiegen. Es verhungert heute niemand mehr in Rumänien, anders als damals. Auch Straßenkinder gibt es nicht mehr. Aber ge-

nug andere Probleme, viel Bürokratie und unendlich viele Kontrollen. Doch Leute, die in die Not hineingreifen, fehlen. Und mit dem Reichtum kommen auch neue Probleme.

ZEIT: Welche denn?

Sporschill: Die Neureichen protzen gerne. Wenn man plötzlich zu Geld kommt, werden viele zuerst einmal etwas asozialer. Es ist wie bei Moise und dem Essen: Auch die Wohlhabenden haben noch das Gefühl, zu verhungern, zu wenig zu haben. Der Hunger verschwindet nicht, nur weil du materiell mehr hast. Den Hunger hat man im Blut.

ZEIT: Sie meinen: weil alle Menschen von irgend-etwas mehr haben wollen? Die Satten wollen dann eben mehr Geld?

Sporschill: Die Menschen tun sich sehr schwer damit, zu sehen, was sie schon alles haben. Und in Rumänien erlebe ich gerade auch, dass mit dem

Geld die Religion in den Hintergrund rückt. Wenn die Leute Autos haben – und tolle Autos sind hier ein Heiligtum –, dann ist der liebe Gott gleich nicht mehr ganz so wichtig.

ZEIT: Menschen sind also raffgierig und vor allem in der Not gläubig?

Sporschill: Nein, aber das Gefühl, das Eigene teilen zu können, es braucht lange, bis man das bekommt. Es ist ein Prozess, an den Punkt zu gelangen: Eigentlich habe ich mehr als genug. Das kommt nicht automatisch mit der äußeren Befriedigung.

ZEIT: Hilft man nur aus Altruismus, oder hat die Hilfe immer auch egoistische Anteile?

Sporschill: Natürlich gibt es egoistische Anteile! Ich würde dieses Glück, das ich erfahre, indem ich anderen helfe, allen Menschen wünschen, die ich liebe.

ZEIT: Das müssen Sie bitte ausführen. Woher kommt dieses Glück?

Sporschill: Im weltlichen Sinn ist man als Helfer immer selbst der Gewinner. Wenn Sie jemandem helfen, fühlen Sie sich stark. Und vor allem: stärker als der andere. Das sind menschliche Gefühle, die jeder haben will. Die Gefahr der Sozialarbeit ist, dass der andere das genaue Gegenteil erlebt. Sich klein fühlt, als armer Hund, der nehmen muss. Wissen Sie, wie unangenehm das ist, auf andere angewiesen zu sein?

ZEIT: Als Helfender stützt man also materiell oder durch Tatkraft, aber drückt den anderen damit auch klein?

Sporschill: Vieles ist gut gemeint, doch in Wahrheit habe ich meine Situation verbessert und die des anderen emotional verschlechtert.

ZEIT: Lässt sich das verhindern?

Sporschill: Wir haben hier die Faustregel: Alle müssen etwas tun. Moise ist das beste Beispiel. Der muss jeden Tag zeichnen. Arbeiten kann und will er nicht, hat er auch nicht gelernt. Aber wir haben entdeckt, dass er gerne zeichnet und anderen damit eine Freude macht. Jetzt ist schon seine zweite Graphic Novel erschienen. Er ist der Stolteste hier im Hof. Er kann zwar nicht schreiben, aber publiziert Bücher. Ohne die Zeichnungen wäre er nur ein Bettler und Dieb.

ZEIT: Und es reicht Ihnen, dass er zeichnet, wenn er sonst nicht mithilft?

Sporschill: Ohne Moises Bücher würden Sie heute wahrscheinlich nicht mit mir sprechen, oder?

ZEIT: Außer Moise leben noch andere ehemals Obdachlose mit Ihnen im Haus. Wie ist das mit Ihren anderen Mitbewohnern?

Sporschill: Die meisten waren oder sind Alkoholiker und haben nur das Stehlen gelernt. Wenn sie arbeiten könnten, wäre das Problem fast gelöst. Aber sie sind weit weg von einem bürgerlichen Arbeitsleben. Und trotzdem brauchen auch solche Menschen Aufgaben, sonst zerstören die Geschenke, die sie bekommen, ihre Seelen noch mehr. Aber ich bin ein ungemütlicher Vorarlberger, ich finde für alle was zu tun.

ZEIT: Das glaube ich Ihnen sofort.

Sporschill: Rund um die Mahlzeiten etwa. Wir pflegen eine ausgeprägte Tischkultur, mit Kerzen und Servietten und allem Drum und Dran. Was arme Menschen brauchen, ist Würde. Und die lässt sich nicht predigen, die muss man spüren und schmecken. Bei uns wird darum gestritten, wer bedienen darf. Schließlich ist das der, der das Essen gibt.

ZEIT: Geben ist seliger als nehmen, heißt es in der Bibel.

Sporschill: Das kann ich nur bestätigen. Ich möchte aber auch nichts schönfärben. Öfter als schön ist die Sozialarbeit anstrengend und kompliziert. Wir produzieren hier nicht nur Weltmeister. Die Aufgabe ist es, den Schwierigsten die Treue zu halten. Viele schaffen es am Ende nicht und landen wieder auf der Straße.

ZEIT: Haben Sie zu denen weiterhin Kontakt?

Sporschill: Ja, die laden mich dann zu sich auf die Straße ein. Das kostet mich viel Überwindung, wenn das Essen aus der Mülltonne kommt. Und auch um Moise Sorge ich mich. Der frisst und trinkt und raucht und lässt sich davon nicht abbringen. Wer weiß, wie lange er noch lebt. Wahrscheinlich wird er elendig zugrunde gehen.

ZEIT: Was erwarten Sie sich denn vom Jenseits?

Sporschill: Die Hürde ist für mich eher der Übergang dorthin. Wird mir jemand die Hand halten? Werde ich Schmerzen haben? Ich erlebe schon jetzt den Himmel und die Hölle auf Erden. Das Jenseits wird nicht viel anders werden, vielleicht endgültiger. Aber da habe ich allen anderen gegenüber auch keinen Startvorteil.

Das Gespräch führte
Katharina Mittelstaedt